

3
Fünftes Blatt.

Es sind bereits zehn Wochen her, daß ich mein Bett nicht mehr verlassen habe. Ich leide noch fortwährend an der Brust; lange habe ich zwischen Leben und Tod geschwebt, bis mir endlich der Arzt erlaubt, das Bett gegen einen Sessel zu vertauschen. Auch darf ich eine Tasse schwachen Kaffees nehmen. O, wie wohl wirkt die warme Sonne auf meinen kranken Leib! Könnte ich diese Behaglichkeit durch eine Lektüre erhöhen! Obgleich man mir unter dem Vorwande, daß meine Nerven noch zu schwach sind, zu lesen verboten hat, strecke ich meine Hand nach einem Bande aus, welcher zufällig vor mir auf dem Tische liegt, als ich den wohlbekannten Schritt des Arztes vernehme. Kaum habe ich Zeit gehabt, das Buch fahren zu lassen. Der Arzt tritt herein und grüßt mich mit lächelndem Munde. Er schien, nachdem er mir den Puls gefühlt, mit meinem Zustande zufrieden zu sein.

Sie sind nun außer Gefahr, mein Lieber! versetzte er.

Also war doch wirklich Gefahr vorhanden? frug ich.

Große, sehr große Gefahr.

Sie haben wohl eine Zeit lang an meiner Genesung gezweifelt?

Das nicht. Zweifel kann bei dem Arzte nicht obwalten, weil er anderseits ebensowenig Hoffnung gibt. Als ein Werkzeug der Vorsehung verbindet er nur die Wunde, die Vorsehung selbst heilt sie.

O, Dank dieser guten Vorsehung! Möge sie mir recht bald meine volle Kraft wieder geben! Ich habe schmerzlich gelitten, Doktor!

Das ist wohl begreiflich, indessen, bevor man seinen kranken Zustand beklagt, sollte man sich fragen, ob man einen bessern verdiene! Der Himmel hat Ihnen ein Mal die Gesundheit gegeben! die Erhaltung derselben hängt von Ihrer Weisheit und Vorsicht ab.

Ich lächelte zu seinen Worten, worüber er sich erzürnte. —

Er begann nämlich mit seiner Tabaksdose zu spielen, was mir schon mehrere Male seine Unzufriedenheit verrathen hatte. —

Ich scherze gar nicht, sondern Sie mögen sich selbst fragen, ob Sie Ihrem Körper die Aufmerksamkeit geschenkt haben, mit welcher Sie vielleicht für andere oft überflüssige Dinge sorgten?

Haben Sie z. B. Ihre leiblichen Kräfte geschont, wie Sie Ihr pecuniäres Besizthum in Acht nahmen?

Haben übermäßiger Genuß oder Unbedachtsamkeit Sie nie angelockt?

Ich verstehe Sie nicht recht, unterbrach ich ihn. Wollen Sie mir nur erklären, was Sie unter „übermäßigem Genuße“ verstehen!

Der Arzt streckte die langen Finger seiner mageren Hand aus und fuhr fort:

Ganze Tage lassen Sie vergehen, ohne die freie Luft zu besuchen. Tag und Nacht wohnen Sie auf diesem Zimmer, wo Sie dann zu Ihrer Bequemlichkeit eine Menge von Vorsichtsmaßregeln beobachten wollen, welche am Ende mehr schädlich als nützlich werden. Ihre Füße sind zu weich, um auf dem Boden von Tannenholz zu gehen; sie bedürfen eines Teppiches; auf einem gewöhnlichen Stuhle sitzen Sie zu unsanft; der bequeme Sessel trat deshalb an seine Stelle; bei der ersten Kälte wird schon das Zimmer geheizt; das Licht der Sonne soll sogar für Ihre Augen zu stark sein, denn ich habe Sie früher eine Brille tragen sehen. Der Nutzen, welchen Sie aus allen diesen sorgfältigen und bequemen Einrichtungen ziehen, ist ein verweichlichter Zustand, in welchem Sie jeden Augenblick einer Menge kleiner Krankheiten ausgesetzt

waren. Diese alle vereint hätten Ihnen bald das Leben genommen. Es fehlt Ihnen besonders eine körperliche Uebung. Durch die stete Ruhe Ihres Körpers hat das Blut keine lebendige Circulation. Die unthätigen Muskeln fühlen kein Bedürfniß der ihnen sonst nothwendigen Nahrung. Was Sie aber am wenigsten nachtheilig halten, das sind jene langen Abendlektüren, für welche Sie oft sogar noch einen Theil der Nacht in Anspruch nehmen. Ihre Altkose haben Sie zu einem wirklichen Lesekabinette gemacht. Mehrere große Bände, welche ich auf Ihrem Bette fand, waren eine Zeitlang Ihre Kopfkissen gewesen. Körper und Geist bedürfen der Ruhe, und beide sind so enge mit einander vereinigt, daß, wenn der eine leidet, der andere nicht unverletzt bleiben kann!

Es ist genug, Doktor, rief ich aus; gehen Sie nicht weiter in Ihrer Prüfung!

Er nahm eine große Priße und versetzte: Sie sehen wohl ein, daß Sie schuldig sind. Suchen Sie in Zukunft nicht mehr in dieselben Fehler zu fallen!

Dann erhob er sich, gab mir die Hand mit der Versicherung, daß ich seiner Hülfe nicht mehr bedürfe und verließ mich.

Ich konnte nicht umhin, über seine kurze Unterhaltung noch einige Augenblicke nachzudenken.

Vielleicht, sagte ich mir, ist seine Idee zu absolut; nichtsdestoweniger kann sie auf einem richtigen Grundsatz beruhen. Wie oft wollen wir den Zufall als den Urheber eines Uebels anklagen, dessen Grund in uns selbst liegt? Hätte der Arzt seine Prüfung doch verlängert; vielleicht wären mir seine Worte sehr nützlich gewesen!

Er hat meinen Körper untersucht, ich selbst will meinen Geist näher beschauen. Wahrscheinlich habe ich diesen noch mehr als meinen Leib vernachlässigt.

Kehre in Dich zurück, meine Seele, und betrachte deine Mängel!

Wie oft habe ich durch Stolz gefehlt!

Eingenommen von den bezaubernden Produkten des Genies habe ich das einfache aber reine Wort des gewöhnlichen Geistes verachtet. Ich liebte meine Mitmenschen nicht, weil sie Menschen waren, sondern weil sie ein hohes Talent besaßen. Die Welt war für mich eine Auswahl von Individuen, welche meine Bewunderung zu erregen verstanden. Ich sah mit Gleichgültigkeit die große Schaar meiner verwundeten und hoffnungslosen Brüder an mir vorüberziehen, ohne ihre Wunden zu verbinden, oder ihnen ein Wort des Trostes zu sagen. Ich verachte den Reichen, welcher sich des Armen nicht erbarmt. Habe ich aber besser

gehandelt, als er? Verachtete ich nicht, in eitelm Stolze auf mein armes Wissen, den, welchen die Vorsehung mit geringern Fähigkeiten ausgestattet hatte? Wie manche bei ihrer Beurtheilung auf das äußere Gewand sehen, so maß ich meinen Nächsten nach seinem geistigem Kleide!

Häufiger waren meinen Fehler Kinder des Leichtsinnes und der Feigheit!

Wer zählt mir meine unüberlegten Handlungen und Unternehmungen auf! Hätte ich nur mehr an meine große Verantwortlichkeit gedacht!

Die meisten Menschen suchen, ohne es zu wissen, in der Beleidigung Anderer nur ein Vergnügen; man verspottet den Ruhm, man verlacht die Tugend, wie sich das Kind im Vorbeigehen an dem grünen Gezähe eine Spazierruthe abbricht.

Habe ich aber im Gegentheile immer das Nöthige zur Besserung und zum Wohle der Menschheit beigebracht? Ich war eigennützig genug, die Dienste der Welt anzunehmen; was habe ich ihr dafür zurück gegeben?

Näherte sich einer meiner Mitbrüder mit einer Bitte, so suchte ich ihn durch Klagen über mein eigenes Loos, durch meinen Zorn oder durch irgend ein anderes erdachtes Mittel zu erschrecken und zurückzu-

weisen! Oft sogar wollte ich den Armen seines Unglücks selbst beschuldigen, um die Stimme meines Gewissens zum Schweigen zu bringen!

Hier muß ich aufhören, die Prüfungsworte des Arztes hatten meine Ohren beleidigt, die Untersuchung meiner Seele kommt mir noch trauriger vor!

Wenn die Leiden des Körpers Mitleid erregen, so jagen mir diejenigen der Seele Schrecken ein! Dennoch danke ich in meinem Herzen dem braven Arzte, daß er mir zu dieser innern Beichte Veranlassung gab!

Wirklich, mein Doktor ist, abgesehen von kleinern, äußern Mängeln, welche die vornehme Welt zwar große Fehler des Anstandes, der Etiquette besser gesagt, nennen würde, ein wahrer Philanthrope.

Was übrigens die Etiquette betrifft, so ist sie für mich nur eine recht thörichte Erfindung.

Jeder kennt wohl die Geschichte des Engländers, welcher eines Tages an einem Flusse vorbeikam, als ein dem Ertrinken naher Mensch um Hülfe rief. Unser Spaziergänger, welcher häufig Proben seiner Schwimmkunst abgelegt hatte, war diesmal sehr wenig aufgelegt, seinem Nächsten das Leben zu retten, und ging ruhig seines Weges. „I can not, because he has not been introduced to me.“ —

Um jedoch auf den Arzt zurück zu kommen, so kann ich nicht genug seine edle Seele loben. Oft verweilte er ganze Stunden an meinem Bette, wenn sein Beistand nicht grade anderswo nöthig war, und suchte die Zeit meiner Schlaflosigkeit mit lehrreichen Unterhaltungen auszufüllen. Wir wurden am Ende vertraute Freunde; er würdigte mich von Zeit zu Zeit eines kurzen Blickes in die Geschichte seines Lebens.

Eines Abends erzählte er mir Folgendes:

Ich war noch nicht auf dem Standpunkte angekommen, welchen ich heute in der menschlichen Gesellschaft einnehme. Ich war weder Sanitätsrath, noch Professor der Fakultät und noch viel weniger Eigenthümer. Das Glück hatte noch nicht sein erstes Wort für mich ausgesprochen!

Seit einigen Monaten besaß ich mein Diplom. Ich bewohnte eine ärmliche Dachstube in einem Hause der Vorstadt, denn mein sämmtliches kleines Vermögen war von den langen Studien verschlungen worden. Ich war so arm, als es nur immer möglich ist, es zu sein. Haben Sie vielleicht einige dieser strebsamen jungen Leute gekannt, welche aus der arbeitenden Klasse hervorgegangen und ungehört von der Welt in rastloser Arbeit zehn bis zwanzig ihrer besten und schönsten Jahre aufopfern? In ihrer Einsamkeit stre-

ben sie nach einem Ziele, welches sie leider häufig noch verfehlen! Sie haben gewiß schon mit der armen Familie geweint, welche der Hunger bei dem kalten Herde niederbeugte! Ewig alte Geschichte, welche immer neu bleibt! der Vater ist im Hospital dem Tode nahe, die vier, fünf, sechs, gewöhnlich zahlreichen Kinder haben seit gestern Abend kein Brod mehr; die Mutter ist in Wochen; vor einigen Tagen gebär sie das letzte, auch bereits schwachtende Kind! Wenn es in unserer Macht läge, die Perioden des Unglückes nach unserm Geschmacke zu wählen, so würde ich sagen, daß der Arme fast immer den kalten Winter vorzieht! O, es ist wahr. Mein Herz blutet oft bei dem klagenden Rufe der Kinder, bei den erstickenden Thränen der Mutter!

Aber es gibt noch ein anderes Elend, welches Sie vielleicht nicht kennen und nicht kennen werden. Es zeigt sich nicht bloß und offen, sondern ist in abgetragenes, am Ellbogen oft durchlöcherter Tuch gehüllt. Diese Armuth verweigert sogar jeden Beistand. Sie kleidet sich gleich Ihnen, wie als wenn Sie einen schon zehn Jahre gebrauchten und nicht für Ihren Leib zugeschnittenen Rock trügen! Zuweilen bleibt sie in düsterer Straße am Bäckerladen oder am Fenster des Geldwechslers stehen; aber sie entfernt sich dann wie-

der so rasch, daß Sie nicht einmal den tiefen Seufzer ihrer Brust vernommen haben! Sie eilt auf ihre einsame Stube, nicht reicher und ärmer als die der armen Familie; sie legt sich schlafen, kümmerlich und allein, ohne den schrecklichen Trost der Thränen, ohne ein krankes Weib, ohne das weinende Kind an ihre Brust zu drücken! Die wohlthätige Hand der reichen Frau, welche zuweilen die arme Familie besucht, hat bei ihr keinen Einlaß. Was wollen Sie, unbekannte Dame? würde sie fragen. Wer hat Sie kommen geheißt? O, wir sind reich, und wären wir arm, so würden wir unsere Bücher verkaufen; alle diese Bücher sind unser Eigenthum. Wir haben nichts nöthig!

Und dieses Glend kannte der Arme noch nicht bei seiner Geburt. Seine Mutter konnte schon Einiges für das Wohl ihres Söhnchens aufwenden. Sie überraschte ihn am Neujahrstage mit schönen Geschenken. Jeden Monat lud sie zu ihm die Nachbarstinder ein, und bereitete ihnen ein kleines Fest; man war fröhlich, man spielte, sang und tanzte.

Später wurde der Sohn an eine höhere Erziehungsanstalt geschickt, er saß dort mit den Söhnen des Bürgermeisters oder des Regierungspräsidenten auf derselben Bank, besaß dieselben schönen Kleider und Bücher. Er zeichnete sich zuweilen nur dadurch vor:

ihnen aus, daß er nach einer Prüfung den ersten Platz einnahm, während jene die letzten erhielten. Man begann akademische Studien. Die schon alt gewordenen Eltern erlebten nicht mehr, ihren Sohn als Advokaten oder Arzt glänzen zu sehen. Mit ihrem Tode verschwand auch der Wohlstand des Sohnes; sie hatten ihm kein Vermögen hinterlassen und das Elend kam; warum oder wie konnte man nicht wissen.

Dem Kinde, welches allmählich schon Mann geworden, bleibt nichts mehr als das Andenken verschwundenen Glückes und der Name seines Vaters. Diese beiden Dinge reichen übrigens hin, um ihn von dem erniedrigenden Bettelstande, aber auch von schlechter Unehrllichkeit abzuhalten. —

Nachdem ich also einen Titel besaß, mietete ich ein Zimmer im dritten Stockwerke eines unansehnlichen Hauses. Ich konnte kein großes Haus beziehen, weil einige zerbrochene Stühle und ein hinkender Tisch schon im Voraus in Schrecken gesetzt haben würden. Auch glaubte ich mich unter meinen armen, unglücklichen Mitbrüdern mehr an meinem Plage! Diesen sollte ich ja eben beistehen! — Zwei bis drei Monate waren bereits vergangen, ohne daß nur ein einziges Mal meine Hülfe verlangt worden wäre. Das Glück, welches ich natürlich in fortwährender Arbeit und

großem Hunger erwartete, wollte sich nicht zeigen. Mein Leben war äußerst ruhig, so daß man mich im Hause, obgleich ich bei meinem Einziehen dem Eigenthümer meinen Namen und Stand angegeben hatte, doch nicht kannte.

Gern hätte ich meine Hülfe durch eine Zeitung der Deffentlichkeit angeboten, aber das ließ meine Armuth nicht zu. Nicht einmal las man meinen Namen auf einem kleinen Schilde, welches meine Facultätsbrüder gewöhnlich über der Schelle ihres Hauses anbringen.

So war ich fast der Verzweiflung an einem Gelingen nahe, als ich eines Abends spät großen Lärm auf dem Gange höre, welcher an meinem Zimmer vorbeiführte. Eine Thüre wurde mehrere Male nacheinander geöffnet und zugeschlagen; man rannte auf und ab. Plötzlich klopft man bei mir an. Ich vernehme die Stimme einer Frau, welche sich an eine zweite wandte: Hier ist wohl seine Wohnung? Man klopfte zum zweiten Male. Warten Sie einen Augenblick! antwortete ich, verließ das Bett und zog mich eilig an. Was will das bedeuten? Wäre es vielleicht der erste Kranke, welchen ich so schmerzlich erwarte?

Ich öffnete die Thür und zwei alte Frauen traten

mir entgegen. Die „Stolze“ ist dem Tode nahe; kommen Sie doch rasch; Herr Doktor!

Endlich, dachte ich.

Man führte mich zu einer Alten, welcher die Eifersucht ihrer Nachbarinnen den Namen der „Stolzen“ gegeben hatte. Ich wollte ihr zur Ader lassen. In der linken Hand hielt sie einen von schmutzigen Taschentüchern umwickelten Gegenstand. Ich suchte ihr, um meine Operation vornehmen zu können, denselben zu nehmen; aber vergebens, denn die knöchernen Finger der Alten schienen in die durchlöchernten Tücher wie eingeauffert.

Der ist ihr Abgott, versetzte eine der Frauen, welche mich gerufen hatten. Man glaubte die Kranke im Besitze eines großen Schatzes.

Ihr Zustand war einiger Maßen gefährlich. Sie litt an einer Gehirnentzündung.

Ich schrieb meine erste Ordonnanz!

Die Alte verlangte in ihrem fieberhaften Zustande mein Recept zu lesen, und frug mich um den Preis desselben, worauf sie dann aus den alten Tüchern einige Kupferstücke hervornahm, welche sie mir mit den Worten hinhielt: da ist Geld, Herr Doktor, wollen Sie die Medizin für mich besorgen?

Sehr gern, versetzte ich. Lassen Sie mir nur sagen, wann Sie meiner noch bedürfen!

Den ersten Kranken hatte ich endlich gefunden! O, es war ein wonniges Gefühl! Dieser Kranke, welcher den Weg zu den andern zeigen muß, welchen man pflegt, schmeichelt, welchem man Arzt und Krankenwärter zugleich ist! Wenn dieser stirbt, so ist es gewiß die Schuld des Arztes.

Obgleich das Honorar, welches mir meine erste Kur einbringen konnte, nicht groß war, so widmete ich meiner Kranken doch alle mögliche Sorge. Ich sammelte mein ganzes Wissen, studirte Band auf Band. Die „Stolze“ kümmerte sich übrigens darum wenig. Sie empfing meinen Besuch mit der größten Gleichgültigkeit. Wie alte Leute im Allgemeinen, so hatte sie auch einen eigenen Abscheu gegen die Arzneikunst, deren sie nicht nöthig haben wollte. Sie suchte sogar ihre Krankheit zu verbergen.

Der todesbange Greis setzt gewöhnlich ein zu großes Zutrauen in seine Kräfte.

Raum hatte sich die Alte erheben können, als sie ihre Nachbarinnen mit harten Worten hinausjug. Sie wollen mich umbringen und bestehlen, schrie sie.

Auch ich hatte stark mit ihrer schlechten Laune, der Widerspenstigkeit ihres Charakters und ihrem gro-

ßen Geize zu kämpfen. So oft ich neue Medizin verschrieb, brach sie in Klagen und Vorwürfe aus. Meine Krankheit dauert doch ewig! sagte sie; nichts desto weniger muß ich heute ausgehen.

Hüten Sie sich nur, eine solche Unvorsichtigkeit zu begehen, bemerkte ich ihr. Ich zitterte schon, als sie sich desungeachtet erheben und aus dem Bette steigen wollte.

Ich muß Ihnen sagen, Herr Doktor, daß ich kein Geld mehr im Hause habe, keinen Heller, indem sie ihr leeres Taschentuch rüttelte.

Hören Sie, was ich Ihnen sage! Bleiben Sie noch einige Tage! Sie setzen Ihr Leben aufs Spiel! Ich will und muß ausgehen! war ihre kurze Antwort. Nur noch vier bis fünf Tage, hielt ich an. Versprechen Sie mir, bis dahin ruhig zu bleiben; ich werde schon für die Bezahlung der Arznei sorgen.

Sie? meinte sie erstaunt.

Warum nicht? Sie erstatten mir später das wenige Geld zurück.

Sie?

Nun ja.

O, Sie haben ja selbst nichts zu essen.

Wer sagt das? frug ich vor Scham und Aerger erblaffend.

Das ganze Haus sagt es.

Das sind reine Lügen und Verläumdungen, erwiderte ich, nachdem ich einige Fassung gewonnen hatte. Wollen Sie mein Anerbieten annehmen?

Als die Alte sah, daß ich darauf bestand, sagte sie endlich: Nun ja. Sie können mich sehr verbinden. Indessen muß ich doch ausgehen.

Nach langem Kampfe versprach sie mir zuletzt, das Lager nicht zu verlassen.

Ich kehrte zu meiner Stube zurück, betrachtete die Wände und Alles, was mich umgab mit der leisen Frage:

Was könnte hier wohl noch entbehrt werden?

Lange suchte ich, es ist wahr, bevor ich etwas fand. Was ich gefunden, kann Ihnen gleichgültig sein. Es reichte hin, um die Kosten der Kranken für einige Tage zu bestreiten.

Meine Aufopferung kam mir übrigens theuer zu stehen.

Die geringste Verminderung meiner armen Habe zerstörte meinen ganzen Hausrath. Ohne Stolz sage ich, daß ich mehr für die Alte that, als sie selbst in der größten Noth für sich gethan haben würde.

Was mich am meisten verdross, war der Gedanke, daß die Hausgenossen meine verborgene Armuth ent-

deckt hatten. Man kannte mein ganzes Leben. Neugierige und boshafte Blicke waren durch die Mauern in das Innere meiner Wohnung gedrungen, und hatten mein Geheimniß entweiht!

O, die Armuth macht die Menschen oft neidisch oder böse! Mein Herz war bei dem Gedanken, daß seine härteste Wunde dem Gespötte der Deffentlichkeit ausgesetzt sei, tief betrübt. Ich mußte freie Luft schöpfen; ich stieg die Treppen hinunter, kaum trugen mich meine Füße.

Es war ein heller Abend. Mein Gedanke war nicht mehr zwischen den vier Wänden des Zimmers eingengt; das großartige Schauspiel der Natur übte einen wohlthuenden Einfluß auf ihn aus. Er erweiterte sich in ihrem großen Gebäude. Mitten unter diesem fernen, dumpfen Getöse der Nacht dient eine ganze Welt der erhabenen Gebieterin, der Wissenschaft. Es gibt Leidende darunter, welche ich heilen, Weinende, deren Thränen ich trocknen kann. Diese ganze Welt gehört mir. Was sind im Vergleiche mit dieser großen Aufgabe meine eigenen Schmerzen? Beschämende Schwächen, kindische Verzweiflung, Aerger eines Augenblickes!

Wenn ich noch erröthete, so war es dies Mal aus Scham, durch die Worte einer sterbenden Frau in Verlegenheit gebracht worden zu sein.

Meine Seele war schon getröstet. Ich ging nicht mehr unter der Armuth gebückt, sondern erhob kühn meinen Geist, welcher von Eifer und Liebe zu meiner Aufgabe in der menschlichen Gesellschaft entbrannte. „Je schwerer der Anfang, desto glänzender vielleicht der Erfolg,“ sagte ich zu mir selbst auf dem Heimwege. Leise stieg ich die dunkeln Treppen hinauf, denn es war schon spät geworden, als meine Füße an einen Gegenstand stießen, welcher mir den Weg versperrte. Ich beugte mich zur Erde nieder und fühlte einen menschlichen Leib; es war die „Stolze.“ —

Rasch holte ich ein Licht herbei; sie war schon starr vor Kälte. Als der Strahl der Lampe ihr Gesicht erhellte, öffnete sie zur Hälfte ihre grauen Augen. Ihre wenige Zähne klapperten aufeinander. Was war zu thun? Ich hob sie auf meine Arme und trug sie in mein Gemach, wo ich alle Mittel anwandte, um sie aus dem fast leblosen Zustande hervor zu rufen. Endlich gab sie ein Lebenszeichen von sich. Mit Erstaunen betrachtete sie die Wände, weil sie bis jetzt nicht bemerkt hatte, daß sie in einem fremden Zimmer lag.

„Sie haben eine schlechte Wohnung,“ versetzte sie bald darauf. Diese wenigen Worte waren Alles, was ich ihr entlocken konnte. Sie hörte meine Vorwürfe,

ohne zu antworten, wie ein Kind, und begab sich, etwas gestärkt, nach ihrer Wohnung.

Am folgenden Morgen in großer Frühe machte ich ihr einen Besuch. Wie war ich betroffen, als ich sie auf dem großen Gange mit dem Auswaschen der Leinwand beschäftigt fand. Der Zufall des vorigen Tages hatte keine Spur an ihrem kranken Zustande zurück gelassen.

Sie wollen sich doch muthwillig den Tod bereiten, bemerkte ich.

O, Doktor, erwiderte sie, nie habe ich mich stärker gefühlt als heute. —

Glauben Sie es nicht! Sie müssen noch einige Tage das Bett hüten; ich fühle mich sogar verpflichtet, darauf zu wachen, daß Sie meine Vorschrift befolgen. —

Wenn es denn durchaus nothwendig ist, so sei es; gestern mußte ich ausgehen.

Ich schüttelte den Kopf mit den Worten: Nichts ist uns theurer als das Leben, welches Sie auf eine so thörichte Weise auf's Spiel gesetzt haben.

Die Alte gehorchte dies Mal und ihre Gesundheit wurde von Tag zu Tag fester und stärker.

Auch wurde ihr Benehmen gegen mich freundlicher und zärtlicher, wie als wenn ihre rohe und grausame

Natur mit einem Male gezähmt und verfeinert worden wäre.

Wann Sie einstens mal ein großer Arzt sein werden, berühmt und reich, so nehme ich Dienst in Ihrem Hause, sagte sie, und übernahm in der That von jenem Augenblicke an die Reinigung und Ordnung meiner Wohnung, ungeachtet meines ausdrücklichen Weigerns. Wer anders übrigens hätte mir meine zerlumpten Kleidungsstücke ausbessern, meine dürftige Küche besorgen können? Die „Stolze“ war in meine Lage eingeweiht.

Ungefähr drei Wochen nach ihrer Genesung übergab mir der Eigenthümer bei meiner Rückkehr aus der Stadt einen Brief.

Keiner meiner frühern Studiengenossen, denn von einem solchen konnte er nur sein, weil es mir an andern Bekanntschaften fehlte, kannte meine Adresse. Der Brief war nichts desto weniger an mich. Der Poststempel war derjenige der Stadt und das Porto bezahlt. In großer Hast rannte ich auf mein Zimmer, ich ahnte schon irgend einen neuen Kummer. Stehenden Fußes erbreche ich das Siegel, als ich erschrocken das Papier meinen Händen entfallen lasse. Sein Inhalt war eine Banknote von tausend Francs.

Dann las ich folgende Worte:

Der Uebersender dieser Summe hat sich einer großen Schuld gegen Sie entledigen wollen. Nehmen Sie den Betrag ohne Bedenken an! Es kommt Ihnen zu.

Keine Unterschrift!

Das ist ein sonderbarer Traum! sagte ich zu mir selbst. Habe ich meine Vernunft verloren? Aber nein; das Billet ist in meiner Hand; ich sehe und fühle es. Ich las und las zum zweiten und dritten Male den beigelegten Zettel. Die Schrift betrog mich nicht.

Ich versuche nicht, Ihnen den Zustand meines Geistes in jenem Augenblicke zu schildern.

Die heißen Gedanken, woher, von wem wohl diese Sendung komme, trockneten mein Gehirn. Ich kannte fast Niemanden auf der Welt. Offen und weltunkundig, wie ich war, muthmaßte ich schon den einen oder andern meiner Studienkameraden, welcher zufällig von der Aermlichkeit meiner Lage unterrichtet, mir eine Ueberraschung habe machen wollen.

Auf- und abgehend suchte ich lange, bis ich endlich die Quelle gefunden zu haben glaubte. Es wäre übrigens wunderbar! Indessen und in wenigen Augenblicken war ich an der Thür der Alten. Ohne anzuklopfen, trat ich hinein. Sie war eben im

Begriffe, einige Kartoffeln für ihr Abendessen zu rösten und schien nicht wenig über mein heftiges Hereintreten erstaunt. Mit einem kleinen Blasinstrumente verstärkte sie das kleine Feuer und blies aus ihren alten Lungen mit einer gewissen Art von Verzweiflung.

In dem ersten Augenblicke versagte mir die Stimme. Ich mußte mich gleich niedersetzen. Die arme Frau erzählte mir ihre alten Gewohnheiten, von ihren frühern Herrschaften u. s. w.

Als ich endlich das Wort ergreifen wollte, fügte sie mit trauriger Miene hinzu: Doktor, ich kann Ihnen aber noch nicht zurückgeben, was Sie für mich ausgelegt haben. Sie bedürfen des Geldes. Zürnen Sie mir nicht; in einigen Tagen hoffe ich Ihnen wenigstens eine abschlägliche Summe geben zu können.

Ich antwortete nicht; das große Geheimniß schien mir unlösbar. Ich nahm das Vermögen an, weil man mich darum bat. —

Eine solche Verbesserung meiner Lage erlaubte und machte es sogar wünschenswerth, mir eine andere, meinem Stande geziemende Wohnung zu suchen. Einige Tage nachher nahm ich von der „Stolzen“ Abschied. Wir werden uns noch häufig wiedersehen,

bemerkte ich im Weggehen. Die arme Frau zerfloß in Thränen und drückte mir schluchzend die Hand. —

Der erste Schwung des Rades ist oft mit vieler Mühe verbunden!

Vor und nach vermehrte sich meine Praxis; ich war mit meiner Stellung zufrieden und freute mich, von Zeit zu Zeit meinen Mitmenschen nützlich sein zu können.

Zwei Jahre darauf — die „Stolze“ ruhte schon seit mehreren Wochen im Grabe — durchschritt ich gegen zehn Uhr Morgens eine der Hauptstraßen der Stadt. Vor einem großen Hause hatte sich eine Menge Menschen angesammelt. Ich näherte mich dem Haufen, im Glauben, daß vielleicht ein Unglück sich zgetragen und meine Hülfe nicht verschmäht würde. Es war dem aber nicht so, sondern man zog in der großen Lotterie. — Obgleich ich das vom Zufall abhängende Spiel nicht billige, so trat ich dennoch in den großen Saal. Kaum hatte ich dort einige Minuten zugehört, als man das Loos fünfunddreißig ausruft, fünfzehntausend Francs Gewinn, Eigenthümerin: „Catharina Fechter“. Es war der verstorbenen „Stolzen“ Name, welchen ich erst bei ihrem Tode kennen gelernt hatte.

Nach Verlesung des Looses und Gewinnes bemerkte der Gerichtsvollzieher, daß die Besitzerin vor sechs Wochen bereits mit Tode abgegangen und der Gewinn von den Erben der Verstorbenen nachzusuchen sei.

Was ich in dem Augenblicke erfuhr, ließ mich an die Richtigkeit meiner ersten Muthmaßung glauben, daß Catharina Fechter die Geberin der damals von ungenannter Hand übersandten Summe sei. Ich wollte mein Gewissen von dieser Unruhe befreien. Nachdem die Sitzung aufgehoben war, erkundigte ich mich, ob die Eigenthümerin des Looses fünfunddreißig schon früher gespielt und gewonnen habe.

Dhne im Register der Verzeichnisse nachzusuchen, antwortete man mir sogleich, daß Catharina Fechter vor zwei Jahren ebenfalls tausend Francs gewann. —

Es war jene Summe, welche sie mir in jenem anonymen Briefe übermachte. Ich fühlte mich zur Rückerstattung verpflichtet.

Sie legte den Grundstein zu meinem Glücke; meine Verhältnisse hatten sich in kurzer Zeit bedeutend gebessert. Wem aber sollte ich jene tausend Francs zurückgeben? Catharina selbst war todt.

Wie sollte ich ihre Erben kennen lernen? Von dem Bürgermeister ihres Geburtsortes erfuhr ich end-

lich, daß die verstorbene Fechter noch einen Bruder besitze, welcher seit fünf Jahren wegen Schwäche und Arbeitsunfähigkeit im Hospitale sei.

Mein zweites Schreiben an denselben Magistrat enthielt nur wenige Zeilen:

Wollen Sie gefälligst einliegende Summe dem noch lebenden Heinrich Fechter zur Verfügung vorlegen; es ist ein Theil aus dem Nachlasse seiner Schwester! —

Die Geschichte meines Arztes soll mir ein lehrreiches Bild sein! So eben empfand ich bittere Reue über meine Feigheit, der Welt so viele Dienste, so viel Angenehmes zu verdanken, ohne ihr je einen kleinen Gegendienst erwiesen zu haben!

Des Doktors Beispiel belehrt mich schon eines Bessern und bringt mich zu einem Vorsatze: *Sum cuique!*
